

Der Vers 32 in der fünften Sure des Korans enthält ein zentrales Gebot für Muslime: Wenn einer ein menschliches Wesen tötet, ohne dass es einen Mord begangen oder auf der Erde Unheil gestiftet hat, so ist es, als ob er alle Menschen getötet hätte. Auch die „Kinder Israels“ sollen diesen Satz beherzigen; es war die Geschichte von Kain und Abel aus der jüdischen Bibel, aus der hier eine moralische Folgerung gezogen wurde. In dem Film „Monolith“ von Julius Schultheiß ist der Vers 5,32 in einer Einblendung zu sehen, in englischer Sprache, und ein wenig aus heiterem Himmel. Denn Samir, der junge Mann, von dem hier erzählt wird, liegt gerade mit einer Freundin im Bett. Die Situation ist nicht erotisch, aber die beiden wirken vertraut, nichts deutet in diesem Moment auf das Thema Tod und Tötung hin. Einen Schnitt später hat sich die junge Frau ein Kopftuch übergezogen und verrichtet das Mittagsgebet, wie auch Samir, der allerdings durch einen Telefonanruf gestört wird.

Er hat einen schwierigen Tag. Das beginnt damit, dass er in der Nacht davor nicht geschlafen hat. Abends hat er sich mit einer kleinen Runde zum Fastenbrechen getroffen, danach war er die ganze Nacht Taxi gefahren. Und am Vormittag gab es ein Treffen mit einem Mann, für den Samir offensichtlich arbeitet. Es sieht danach aus, als ginge es um eine Überwachung. „Monolith“ folgt dem Protagonisten durch einen Tag, und durch Berlin. Schritt für Schritt wird eine Notlage erkennbar, die vielleicht sogar mit dem Vers 5,32 geprägt ist: einen Menschen töten, alle Menschen töten. Gibt es etwas dazwischen? Viele Menschen töten. Könnte es sein, dass Samir in einen Anschlagplan involviert ist?

Im April dieses Jahres wurde „Monolith“ beim Festival Achtung Berlin mit dem New Berlin Film Award ausgezeichnet. Nun kommt er bei einem Verleih ins Kino, der nicht viel auf den Film zu geben scheint – er taucht dort nicht einmal auf der Website auf. Julius Schultheiß wurde 2016 mit „Lotte“ bekannt, auch dieser Film konzentriert auf eine Figur, eine Krankenschwester mit kompliziertem Privatleben. „Lotte“ entstand außerhalb der deutschen Filmförderung mit kleinem Budget und Crowdfunding. Und auch „Monolith“ hat alle Anzeichen einer Low-Budget-Produktion. Die Schauspieler kommen eher aus dem Theaterkontext. Thomas Halle studierte an der Berliner Ernst-Busch-Hochschule. Susana Abdulmajid war zuletzt mit dem Maxim-Gorki-Theater in Berlin assoziiert. Ali Berber findet man auf einer Website des Staatstheaters Darmstadt.

Das deutet alles auf ein Projekt, das sich einen sehr eigenen Zusammenhang geschaffen hat. Und auch mit seiner Erzählung setzt „Monolith“ auf einen Effekt der Distanzierung von einem alltäglichen Leben. Samir ist eine Figur, die sich durch die Stadt bewegt wie ein Gespenst. Mit einer Frau, der er im Hinterhof eines Hauses förmlich auflauert, hat er ein Kind, und er deutet auch an, dass er etwas (alles!) wie-



Je länger man durch die deutsche Hauptstadt spaziert, desto einleuchtender wird die Idee, man befände sich in einer Falle – so sieht das „Monolith“

Foto Cinektiv/UCM

Wie nah ist der Tod?

Eine unklare Bedrohungslage, muslimisches Leben im heutigen Berlin, religiös-didaktische Elemente und Raum für viel Spekulation: Das Kinodrama „Monolith“ von Julius Schultheiß lädt das Mystery-Genre mit Ernst auf.

dergutmachen möchte. Das Gespräch endet jedoch, ohne dass es zu einer konkreten Abmachung kommen könnte. Schritt für Schritt legt Schultheiß weitere Umstände frei, das Todesmotiv aus der Koran-Sure wird durch ein Erlösungsmotiv ergänzt – vielleicht geht es um die Rettung der „ganzen Welt“? Dass Schultheiß mit den Facetten des muslimischen Terrorismus arbeitet, gibt „Monolith“ eine Dringlichkeit, die auch als spekulativ gesehen werden könnte. Konkrete Bezüge zu Milieus in Berlin, in denen radikale Ansichten vertreten werden, tauchen bei Schult-

heiß nicht auf. Einer der Schauplätze immerhin, das Dach eines Gebäudes an der Schwelle zu „Kreuzkölln“ (Kreuzberg und Neukölln in einer Verschleifung), hat Signalcharakter. Basil, ein Freund von Samir, spuckt von hier auf die nichts ahnenden Passanten hinunter.

Da in „Monolith“ so viel offenbleibt, wird jedes Detail Indiz. Samir ist offenkundig ein Konvertit, seine Frömmigkeit hat mit einem Trauma zu tun. In einer Stadt, in der ein Politiker eine Wahl auch mit dem Vorschlag gewinnen konnte, nach den Silvesterkrawallen die Verdächtigen nach

Vornamen zu ordnen, ist aber nicht einmal dieses Faktum neutral: Samir wäre für Kai Wegner gleichsam ein natürlicher Muslim.

Die Religiosität der Figuren ist für „Monolith“ auf eine Weise konstitutiv, die ihrerseits Fragen aufwirft. Der Tag von Samir ist geprägt von den Anforderungen an einen Mann, der in vielen Schwierigkeiten zugleich ist, bekommt aber eine Struktur durch die Gebete, die jedem Muslim aufgetragen sind und die Samir in den unterschiedlichsten Situationen verrichtet – einmal im Treppenhaus, während er auf seine Freundin war-

tet, die in diesem Moment in einem Zwischenschnitt gezeigt wird, wie sie noch auf dem Weg ist und dabei (selbstbewusst, weltoffen, würde man assoziieren) das lange, schwarze Haar öffnet, das sie bald darauf unter einem Kopftuch verbergen wird. Schultheiß blendet zu den Gebetszeiten jeweils auch den arabischen Namen des Rituals ein. Fadschr, Zuhd, die Liste wird nicht vollständig werden, aber das ist wiederum ein Aspekt der Thrillerdramaturgie von „Monolith“.

Diese Inserts haben etwas Didaktisches, als hätte Schultheiß auch einen muslimischen Lehrfilm machen wollen. Die Szene mit dem Fastenbrechen zu Beginn wirkt dabei im Nachhall fast wie ein Programm: Die Runde lässt alle Anzeichen einer heutigen, deutschen, popkulturell integrierten Jugend erkennen und ist dabei auch geprägt von tiefer Frömmigkeit. „Monolith“ verheddert sich ein bisschen in seinen denkbaren Implikationen, man kann das Anliegen von Julius Schultheiß vielleicht aber auch einfach so lesen: die Register des Genrekinos mit einem (buchstäblich) religiösen Ernst aufzuladen. BERT REBHANDL

Das Doppelleben ist keine dauerhafte Option

Warum wir in Iran damit rechnen müssen, dass sich die aufgestaute Wut der Menschen bald wieder Bahn bricht / Von Amir Hassan Chehelan

Die iranische Gesellschaft hat im Lauf ihrer Geschichte weit mehr als genug durchgemacht. Zieht die Regierung aus diesen Erfahrungen, aus der Geschichte des Landes insgesamt, irgendwelche Lehren? Nach fünfundsiebenzig Jahren am Ruder lautet das Fazit: Nein. Diese Regierung ist absolut lernunfähig. Ihre Art der Machtausübung hat uns eine Folge auswegloser Krisen beschert. Wusste Teherans Bürgermeister, dass mit seinem vor sechs Monaten angekündigten Einsatz von Spezialkräften zur Kontrolle von Verstößen gegen das Kopftuchgebot in der Teheraner Metro Unheil programmiert war?

Eine Woche nach Schuljahresbeginn stieg Armita, sechzehn Jahre jung, Schülerin, in Teheran am ersten Oktober um sieben Uhr acht mit zwei Freundinnen in eine U-Bahn. Veröffentlichliche Videos zeigen, dass die Freundinnen Armitas leblosen Körper Minuten später aus dem Waggon tragen. Sie wird ins Krankenhaus gebracht. Was ihr während ihrer kurzen Zugfahrt widerfuhr, ist auch nach Tagen noch völlig ungewiss.

Der Vorfall ähnelt auf verblüffende Weise dem, was Mahsa Amini im vergangenen Jahr passiert ist, und stürzt Teheran in einen Wirbelsturm von Gerüchten. Offizielle Medien dementieren, dass Armita geschlagen wurde, und bezeichnen das starke öffentliche Interesse an dem Vorfall einhellig und mit immer gleichem Wortlaut als Resultat eines ausländischen Komplotts. Sind die offiziellen Verlautbarungen etwa nicht glaubwürdig? Weshalb akzeptiert die öffentliche Meinung die Darstellung der Macht habenden nicht? Die Antwort liegt auf der Hand. Denn die öffentliche Meinung hat jede Menge Fragen, die die offizielle Darstellung widerlegen könnten: Weshalb wurde Armita sofort in ein Militärkrankenhaus gebracht? Weshalb wurde die Umgebung des Krankenhauses abgeriegelt? Weshalb verweigert man unabhängigen Journalistinnen und Journalisten den Zutritt zum Krankenhaus? Weshalb sitzen Armitas Angehörige nicht bei ihr am Krankenbett? Weshalb wurde Mariam Lotfi, Korrespondentin der Tageszeitung „Schargh“, festgenommen, während sie mit Armitas Mutter im Gespräch

war? Weshalb berichten nur offizielle Medien über den Vorfall? Weshalb wurde, laut Angaben der iranischen Lehrergewerkschaft, Armitas Lehrern nahegelegt, keine Fotos von ihr, keine Berichte über sie zu veröffentlichen?

Natürlich kann die Sache sich ganz einfach zugetragen haben. Der jungen Frau wurde nach einem Kreislaufversagen schwindelig, sie verlor das Bewusstsein, brach zusammen, schlug hart mit dem Kopf auf und fiel verletzungsbedingt ins Koma. Weil aber in der Teheraner U-Bahn seit Monaten die Kopftuch-Patrouille unterwegs ist, könnte der Tathergang sich auch wesentlich komplizierter gestaltet haben.

Hüter von Moral und Wahrheit

Wenn Dinge derart undurchsichtig sind, werden inoffizielle Meldungen besonders interessant. Einigen solcher Berichte zufolge hat ein Hijab-Kontrollleur Armita, die kein Kopftuch trug, einen Stoß versetzt, woraufhin sie mit dem Kopf gegen einen Metallposten gestoßen und in Ohnmacht gefallen war. Nun liegt sie mit einer Hirnblutung im Koma. Diese Darstellung des Tathergangs verbreiten nicht nur einige persischsprachige Medien im Ausland, sondern auch der britische Guardian. Der hatte zwei Augenzeugen interviewt, die bestätigten, dass Sittenpolizisten Armita geschlagen hatten und dass der Handgreiflichkeit ein Wortgefecht vorausgegangen war.

Neben solchen Aussagen wirken die Darstellungen in den offiziellen Medien und die der zuständigen Regierungsvertreter hastig zusammengeschustert, entsprechend oberflächlich, nicht stichhaltig. Und sie werfen Fragen auf. Von offizieller Seite wurden kurze Videos vom Tag des Geschehens veröffentlicht, die lediglich zeigen, dass Armita die Metrostation betritt, in eine Bahn steigt und wenig später leblos aus einem Waggon getragen wird. Was in den schrecklichen Minuten dazwischen in dem U-Bahn-Wagen geschah, wurde nirgends festgehalten. Bemerkenswert ist, dass Armita in keiner der kurzen Filmsequenzen ein Kopftuch trägt, ihr Haar ist sichtbar.

Ein Direktor der Teheraner Metro ließ verlauten: „Sämtliche Überwachungskameras wurden überprüft. Die Aufzeichnungen zeigen keinerlei Auseinandersetzungen oder Zusammenstöße.“ Offiziellen Angaben zufolge zählt der in Rede stehende Wagen zu denen, die nicht mit Überwachungskameras ausgestattet sind, weshalb die Darstellung des Direktors weder bestätigt noch widerlegt werden kann. Indes finden sich in den sozialen Medien Bilder, die klar erkennen lassen: Auch in dem Waggon, in dem das vermutete Unheil seinen Lauf genommen hat, gab es Überwachungskameras.

Noch drei Tage nach dem Vorfall tauchte Armitas Name in keiner offiziellen Meldung auf. Vielmehr bezeichnete man sie als „die Schülerin im Krankenhaus“, musste ihre Identität schließlich aber doch preisgeben, weil ihr Name – dem einer Nationalheldin gleich – bald in aller Munde war. Armitas Eltern wurden vor die Kameras des offiziellen Fernsehens gesetzt. Abgehackt und nur sehr zögernd sprachen sie vom Kreislaufversagen ihrer Tochter, die daraufhin gestürzt und mit dem Kopf gegen die Wand des U-Bahnwagens geschlagen sei, doch man sah den beiden an, wie unwohl sie sich fühlten und wie besorgt und zugleich verärgert sie waren. Iranische Menschenrechtsgruppen bezeichneten das Interview als ein Beispiel für erzwungene Geständnisse. Das staatliche Fernsehen veröffentlichte überdies die Aussagen zweier junger Frauen, die die offizielle Version der Geschehnisse bestätigten und zugleich erklärten, sie seien gemeinsam mit Armita in dem U-Bahn-Wagen unterwegs gewesen. In der Filmaufnahme sind die beiden namenlosen Mädchen nur unscharf zu sehen, ihre Gesichter erkennt man nicht.

In Franz Kafkas „Kleiner Fabel“ lesen wir von einer Maus: „Die Welt wird immer enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, dass ich Angst hatte. Ich lief weiter und war glücklich, dass ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese Mauern eilen so schnell aufeinander zu, dass ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe.“ – „Du musst nur

die Laufrichtung ändern“, sagte die Katze und fraß die Maus.“

Manchmal wird es sehr rasch zu spät. Irans Regierung aber hatte mehr als vier Jahrzehnte Zeit, die Laufrichtung zu ändern, die Stimmen des Volkes wahrzunehmen und auf die Wünsche und Bedürfnisse dieses Volkes einzugehen. Der Raum, der Verhandlungsspielraum, in dem die Bevölkerung sich mit ihrer Regierung hätte auseinandersetzen und einigen können, existiert nicht mehr. Irans Machthaber verschließen die Augen vor bestehenden gesellschaftlichen Wahrheiten. Genauer gesagt: Sie erkennen die iranische Gesellschaft nicht an. Da die Regierenden sich selbst als Hort und Hüter von Moral und Wahrheit betrachten, können sie „Andere“ weder sehen, noch können sie hören, was „Andere“ ihnen mitteilen möchten. Um es mit Martin Buber zu sagen: „Die Beziehung zwischen Regierung und Volk ist wie die Beziehung des Ich zu einem Es und bildet sich in Abgrenzung voneinander.“ Machthaber empfinden vom offiziellen Kurs abweichende politische Reaktionen als unerträglich, wobei es völlig unerheblich ist, worin die Abweichungen bestehen oder welche Ursachen sie haben.

Keimzelle des Widerstands

Als vor über vier Jahrzehnten eine Politik der Ausgrenzung, Vertreibung und Zensur an die Macht gelangte, wurde die iranische Gesellschaft unsichtbar. Immer seltener durfte sie in Romanen oder Gedichten vorkommen, und verschwand auch bald aus der Malerei, von Theaterbühnen und aus Kinofilmen. Auf diese Weise hatte die Regierung den maßgeblichen Rahmen gesetzt, innerhalb dessen man die Wahrheit leugnete und ernsthaft glaubte, die Realität sei etwas, das sich erschaffen ließ. Zugleich sorgten der staatliche Rundfunk, das Fernsehen und das Bildungssystem für die Darstellung einer Gesellschaft, in der alle Menschen beten, Predigten lauschen, dem Ruf des Muezzins folgen, an heilige Stätten pilgern und um ein langes Leben für die Volksvertreter bitten. Eine Gesellschaft, in der alle so zufrieden sind, dass ihnen, in Erwartung des jüngsten Tags und des

großen Erlösers, Banalitäten wie Arbeitslosigkeit, Armut, Inflation, Teuerung, Diskriminierung, Ungleichheit und Korruption kein Kopfzerbrechen bereiten. Die nach außen hin sichtbare Gesellschaft bestärkte die Herrschenden in ihrem Irrglauben.

Über vier Jahrzehnte hin haben weite Teile der iranischen Bevölkerung ihre Sympathie für die Säkularität und die westliche Lebensart geheim gehalten und waren den Herrschenden, wie einst die spanischen Marranen, ein verhasster Dorn im Auge. Wie einst die Angehörigen dieser Bevölkerungsschicht passten die Menschen sich in der Öffentlichkeit, schweigend und vom offiziell erwünschten Verhalten kaum abweichend, dem allgemeinen Alltagsleben an, lebten in ihren eigenen vier Wänden aber nach ihren eigenen Vorstellungen – was die Regierung zwar wusste, aber nicht zu erkennen gab. So entstand die Keimzelle eines wachsenden Widerstands, der sich heute, insbesondere nach der großen Protestbewegung im vergangenen Jahr, unübersehbar Bahn gebrochen hat.

Das Doppelleben war keine dauerhafte Option, weil es uns die für ein menschenswertes, ehrbares Leben nötige Harmonie verwehrte. Die Regierung unseres Landes, die alle Fäden in der Hand hat, kann unseren Alltag im öffentlichen Raum nicht länger nach ihrem Gutdünken bestimmen. Es sei denn, sie täte es mit Gewalt. Genau deshalb müssen wir jederzeit damit rechnen, dass etwas Großes, Grundlegendes geschieht. Auch wenn sich solchen Ereignisses nicht vorherbestimmen lassen, geben die tiefen Wunden, die unsere kollektive Psyche erlitten hat, Anlass zu höchster Besorgnis. Die diagnostizierten Symptome deuten auf große aufgestaute Wut hin, die der iranischen Gesellschaft auch in früheren Zeiten bereits Triebkraft verliehen hat. Sie könnte allerdings auch Energie freisetzen, die sich deutlich zu unseren Ungunsten auswirkt.

Aus dem Persischen von **Jutta Himmelreich**.

Amir Hassan Chehelan lebt in Teheran. Sein jüngster Roman, Eine Liebe in Kairo, erschien im vergangenen Jahr bei C.H. Beck.

Bioethische Avantgarde

Eine Radikalkur für den Embryonenschutz

Den Eindruck zu verwischen, dass es so etwas wie einen Modernisierungsdruck im Umgang mit dem menschlichen Embryo gibt, mithin sogar einen moralischen Zwang zur Embryonenforschung, dieses politische Projekt der Verdrängung dürfte seit dieser Woche passé sein. Denn in Berlin fand sich auf Einladung des Bundesforschungsministeriums und der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina eine biopolitische Avantgarde ein, um nichts weniger als die Eckpunkte für eine Gesetzgebungsinitiative zu formulieren, und die der Passauer Staats- und Völkerjurist Hans-Georg Dederer als den Aufbruch in eine „Kultur der Erlaubnis statt einer Kultur des Verbots und in eine Kultur der Dynamik statt einer Kultur der Lethargie“ skizzierte.

Der Weg soll also frei gemacht werden für menschliche Embryonen in Forschung und Medizin – mehr als dreißig Jahre nach dem Inkrafttreten eines nach heutigen internationalen Maßstäben wissenschaftlich aus der Mode gekommenen Gesetzestextes für den Embryonenschutz und auch Jahre nach Etablierung eines „völlig erstarrten Rechtsrahmens“ (Dederer) für die Forschung an Stammzellen. „Lösungsorientiert“ war die Losung, die Bundesforschungsministerin Bettina Stark-Watzinger (FDP) zu Beginn der beiden intensiven Sitzungstage ausgegeben hatte. Und an einem Erneuerungswillen zu den von ihr eingeforderten neuen bioethischen Leitplanken mangelte es nicht. Eher schon regten sich Zweifel, ob die zwei Jahre verbleibender Regierungszeit der Appell für einen parlamentarischen Neustart der Lebensschutzdebatte und eine informierte Gewissensbefragung reichen würden. Der evangelische Theologe und ehemalige Ethikrat-Vorsitzende Peter Dabrock fragte zudem, ob denn das erwartbare „Erregungspotential“ in diesen unruhigen Kriegeszeiten vielleicht dazu führe, das Konfliktpotential in der Gesellschaft noch zu vergrößern. Dabrock gab sich und dem Veranstalter selbst die Antwort: „Wir haben eine Verantwortung auch für das, was wir unterlassen.“ Nicht der Gesetzesvorstoß, sondern die bioethische Heuchelei sei deshalb zu unterlassen.

Deutschlands Ärzte und Paare, auch die Grundlagenforschung, profitierten immer stärker von den Fortschritten der Embryonenforschung, die hierzulande verboten ist, beklagte Medizinrechtler Jochen Taupitz. Frei von Sünde sei keiner: Der deutsche Gesetzgeber sei vom absoluten Embryonenschutz längst abgerückt, seitdem, wie vom Bundesverfassungsgericht vor Jahren gefordert, die Präimplantationsdiagnostik (PID) geregelt wurde und in der Fortpflanzungsmedizin immer mehr sogenannte überzählige Embryonen anfallen. Embryonen also, die im Zuge von In-vitro-Behandlungen entstehen, die aber nicht mehr dafür verwendet werden.

Auf etwa 50.000 werden diese überzähligen Embryonen in den Kühlkammern der Kinderwunschkliniken inzwischen geschätzt. Vor Jahren diskutierte man noch über wenige Hundert. Ist die Familienplanung der betroffenen Paare abgeschlossen, gibt es nur zweierlei: teuer im Tiefkühlfach weiter zu lagern oder mit Einwilligung der Paare zu „entsorgen“. Die Zahl solche Überzahl-embryonen, die auch der Gesundheitsforschung bisher vorzuenthalten werden, wird absehbar weiter steigen, wenn die von der Ampel im Koalitionsvertrag angekündigte Neuordnung des „elektiven Single-Embryo-Transfers“ (eSET) vollzogen und damit der internationale Behandlungsstandard realisiert würde. Der nach am besten zur künstlichen Befruchtung geeignete Embryo darf dann in der Petrischale ausgewählt und zum Zwecke der Verhinderung einer – riskanten – Mehrlingsschwangerschaft einzeln eingesetzt werden. Dass die anderen aus der Hormonstimulation hervorgehenden, ungeeigneten Embryonen niemals über- und ausgetragen werden, ist wenig wahrscheinlich. Sie in der Forschung zu verwenden sei, so sagen es Taupitz und die Göttinger Medizinerin Claudia Wiesemann, „keine Herabwürdigung“ der Embryonen.

Nicht nur an dieser Stelle wurde ein „Gestaltungsspielraum“ ohne gleichzeitige Verletzung der Menschenwürde ausgemacht. Angelehnt an die aktuelle französische Neufassung des Embryonenschutzes will man zudem einen adäquaten Umgang mit nicht natürlichen, im Labor aus Stammzellen erzeugten „Embryoiden“ erreichen. Es sei nicht angedacht, solche künstlichen Embryomodelle und „Nicht-Würdenträger“ (Dabrock) für die menschliche Fortpflanzung zu verwenden – das zu verhindern war man sich in Berlin einig. Es gehe darum, den internationalen Anschluss an die Gesundheitsforschung herzustellen. JOACHIM MÜLLER-JUNG